



Essays

Nonfiction

1926-07-25

Bernard Shaw, der Feminist

Helene Scheu-Riesz

Follow this and additional works at: https://scholarsarchive.byu.edu/sophnf_essay



Part of the [German Literature Commons](#)

Digital Archive Source:

<http://anno.onb.ac.at/cgi-content/anno?aid=nfp&datum=19260725&seite=20&zoom=33>

BYU ScholarsArchive Citation

Scheu-Riesz, Helene, "Bernard Shaw, der Feminist" (1926). *Essays*. 946.

https://scholarsarchive.byu.edu/sophnf_essay/946

This Article is brought to you for free and open access by the Nonfiction at BYU ScholarsArchive. It has been accepted for inclusion in Essays by an authorized administrator of BYU ScholarsArchive. For more information, please contact scholarsarchive@byu.edu, ellen_amatangelo@byu.edu.

Bernard Shaw, der Feminist.

Von **Helene Scheu-Riesz.**

Wenn ich mir aus diesem Jahrhundert einen wahren Ritter Frauenlob auswählen sollte, dann würde ich wahrscheinlich Bernard Shaw als den Mann nennen, der die Frauen seiner Zeit in ihrem tiefsten Wesen erfaßt und verherrlicht hat. Er weiß es vielleicht selber nicht; vielleicht wissen es auch nicht alle seine Leser. Dieser ironischste Dichter der Gegenwart hat in allen seinen Stücken nur Heldinnen, keine Helden. Er macht sich lustig über alles, was männlich, allzu männlich ist. Die Logik, die Technik und die Tatsachen, das ernste Gerüst dieser Welt, ist ihm Material zu den übermütigen Witzen. Axiome sind für ihn nur dazu da, damit er ihr Gegenteil beweise. Aber in jedem seiner Stücke – und zwar nicht nur in den einleitenden oder abschließenden Erläuterungen, sondern mitten drin in der lebendigen Handlung – wird er einmal ernst und sagt das, was er wirklich meint. Dann sagt er es aber immer durch den Mund einer Frau.

[Überblicken] wir die Reihe dieser köstlichen Gegenwartsbilder, die sich in den Kostümen aller Jahrhunderte durch Bernard Shaws Lebenswerk bewegen, dann bleibt in dem Kampf der Geschlechter die Frau immer die Siegreiche. Vergeblich flieht Mensch und [Übermensch] vor ihrem klar einbekannten, selbstverständlich durchgesetzten Willen. Cleopatra ist nichts als ein frecher Backfisch, und dennoch ist der große Cäsar nur ein schwankendes Rohr, wenn sie mit dem Fuß aufstampft. Der Teufelsschüler wird zum Engelsschüler, als die sanfte Judith Anderson ihn küßt. In der phantastischen Zukunftstrilogie „Zurück zu Methusalem“ ist eine Episodenfigur, ein weiblicher Minister für Volkswohlfahrt von schwarzer Rasse, mit allen Kennzeichen der politischen Reife und [Überlegenheit] ausgestattet. In „Candida“ steht eine Frau mit so sieghafter schlichter Sicherheit zwischen zwei schwachen Männern, daß man annehmen könnte, eine einzige Aufführung dieses Stückes könnte Anlaß zu einem Bund für Männerrechte werden. Und so geht es weiter von der Lyzeistin Fanny, die heimlich ein Stück schreibt, bei dessen Aufführung der Vater sie aus dem Zimmer schicken will, bis zu „Major Barbara“, die ein komplettes kleines Narrenhaus auf das anmutigste befehligt und zur Harmonie zwingt. Immer und immer wieder ist die Frau die Stimme der Natur, die Stimme der Vernunft, die Stimme des Herzens, und sie behält wie im wirklichen Leben das letzte Wort.

Wenn aber Bernard Shaw nichts anderes geschrieben hätte als „Die heilige Johanna“, dann müßten schon für dieses wundervolle Dichterwerk allein die Frauen seiner Zeit ihn mit dem Kranze schmücken. Denn hier hat er das Edelste und das Größte im Wesen des Weibes erfaßt und gestaltet, hat

ihr die ewige Hymne gesungen, die jedem Menschen nur ein einziges Mal in ihrer Vollendung gelingt. Johanna und Sokrates – Johanna und Napoleon; so begrenzt er das Wesen dieses Mädchens, dessen Gestalt auf der von Trivialität und Nüchternheit überwucherten zeitgenössischen Bühne wie ein süßes Wunder auftaucht und Tausende von Hörern tief erschüttert. Wenn wir die Figur der „Johanna“ mit der des deutschen „Gretchen“ vergleichen, dann haben wir den überzeugenden Beweis dafür, welcher Art die Frauenverehrung der beiden Dichter war: daß Goethe kein Feminist war, während Bernard Shaw einer ist.

Bernard Shaw, der Feminist, er mag es nun wahr haben wollen oder nicht, er, der mit Amerika in lustiger Fehde liegt, ist in seiner Stellung zur Frau eigentlich ein Amerikaner, und das amerikanische Mädchen von heute hat sich gleichsam nach seinem Bilde geformt. An seinem siebzigsten Geburtstag aber werden die Frauen aller Länder seiner in dankbarer Liebe gedenken und sich und ihm wünschen, daß er ihnen noch viele bezaubernde Bilder und Vorbilder schenken möge, hinreißende, geistvolle Paradoxe und bezwingende Traumbilder eines Dichters, nach denen die Wirklichkeit sich umbildet, wenn sie ihr eine Weile zum Spiegel gedient haben.

Als ich im Jahre 1921 auf einer Vortragsreise England durchflog, hatte ich die Freude, eine Stunde lang dem herzlich verehrten und bewunderten Manne an seinem Kamin gegenüber zu sitzen. Als junger Sozialist und Fabier war er mit Andreas Scheu William Morris an der Wiege der englischen Arbeiterbewegung gesessen, und er grüßte die Schwiegernichte seines Freundes mit fröhlicher Wärme. Durch seinen langen grauen Bart und durch die buschigen Brauen blitzte übermütige Laune; er ließ sich mit Behagen von Wien erzählen. Die Einladung, im großen Konzerthause einen Vortrag zu halten, lehnte er mit der Begründung ab, daß er nicht genug Deutsch reden könne. „Aber die Leute in Wien verstehen ja Englisch!“ versicherte ich. „Ja freilich, gerade so viel, um einen Bahnhofportier nach dem Billettschalter zu fragen. Das ist mir nicht genug.“ Ich sagte, daß man in Wien bereit sei, trotz der schlechten Zeiten ihn in englischer Valuta zu honorieren; allerdings würden dann nur die Kriegsgewinner die Sitzplätze bezahlen können. „Gut, dann komme ich“, sagte er. „Aber nur wenn ich ihnen von der Diktatur des Proletariats vorschwärmen darf. Das würde mir noch Spaß machen.“

Mit großem Interesse nahm er Kenntnis von meinem Leseplan für Kinder. Daß man Kindern keine Spezialliteratur, sondern Weltliteratur geben solle und in der Schule statt der Lesebücher zehn Bände Klassiker per Jahr – eine literarische Geschmackserziehung, an der jeder lebende Autor

interessiert ist, weil es sich dabei um die Zukunft der Literatur überhaupt handelt – erklärte er für eine famose Idee. „Nur muß man den Kindern, denen man die Bücher gibt, gleichzeitig verbieten, sie zu lesen!“ fügte er hinzu. „Dann erst werden sie sich wirklich für die Bücher interessieren.“

Kurze Zeit nach diesem Besuch sah ich in einer Londoner Zeitung die Ankündigung einer neugegründeten „Dickens-Kinderbibliothek“, zu der Shaw einen Beitrag mit folgendem Begleitbrief geschickt hatte: „Ich werde gerne ein paar Pfund für diese Kinderbibliothek spenden, wenn Sie mir versprechen, daß dort die Kinder keine Kinderbücher zum Lesen bekommen sollen. Ich selber habe in meiner Kindheit Dickens und andere gleichwertige Autoren gelesen und wünsche für die Kinder von heute das gleiche Vorrecht.“

Vielleicht werden die Kinder der übernächsten Generation Bernard Shaw lesen statt Dickens oder neben Dickens. Sie werden aus dieser Lektüre ein Bild unserer Zeit bekommen, von dessen vollkommener Lebenswahrheit wir jetzt nur eine dunkle Ahnung haben. Denn nur in der Ironie konserviert sich das wirkliche Leben.

Bernard Shaw, der Feminist.

Von Selene Scheu-Riesz.

Wenn ich mir aus diesem Jahrhundert einen wahren Ritter Frauenlob auswählen sollte, dann würde ich wahrscheinlich Bernard Shaw als den Mann nennen, der die Frauen seiner Zeit in ihrem tiefsten Wesen erfasst und verherrlicht hat. Er weiß es vielleicht selber nicht; vielleicht wissen es auch nicht alle seine Leser. Dieser ironischste Dichter der Gegenwart hat in allen seinen Stücken nur Heldinnen, keine Helden. Er macht sich lustig über alles, was männlich, allzu männlich ist. Die Logik, die Technik und die Tatsachen, das ernste Gerüst dieser Welt, ist ihm Material zu den übermütigen Wizen. Axiome sind für ihn nur dazu da, damit er ihr Gegenteil beweise. Aber in jedem seiner Stücke — und zwar nicht nur in den einleitenden oder abschließenden Erläuterungen, sondern mitten drin in der lebendigen Handlung — wird er einmal ernst und sagt das, was er wirklich meint. Dann sagt er es aber immer durch den Mund einer Frau.

Uebersichten wir die Reihe dieser köstlichen Gegenwartsbilder, die sich in den Kostümen aller Jahrhunderte durch Bernard Shaws Lebenswerk bewegen, dann bleibt in dem Kampf der Geschlechter die Frau immer die Siegreiche. Vergeblich flieht Mensch und Uebermensch vor ihrem klar einbekannten, selbstverständlich durchgesetzten Willen. Cleopatra ist nichts als ein frecher Backfisch, und dennoch ist der große Cäsar nur ein schwankendes Rohr, wenn sie mit dem Fuß aufstampft. Der Teufelschüler wird zum Engelschüler, als die sanfte Judith Anderson ihn küßt. In der phantastischen Zukunftstrilogie „Zurück zu Methusalem“ ist eine Episodenfigur, ein weiblicher Minister für Volkswohlfahrt von schwarzer Rasse, mit allen Kennzeichen der politischen Reife und Ueberlegenheit ausgestattet. In „Candida“ steht eine Frau mit so sieghafter schlichter Sicherheit zwischen zwei schwachen Männern, daß man annehmen könnte, eine einzige Aufführung dieses Stückes könnte Anlaß zu einem Bund für Männerrechte werden. Und so geht es weiter von der Unzeistin Fanny, die heimlich ein Stück schreibt, bei dessen Aufführung der Vater sie aus dem Zimmer schicken will, bis zu „Major Barbara“, die ein komplettes kleines Narrenhaus auf das anmutigste befehligt und zur Harmonie zwingt. Immer und immer wieder ist die Frau die Stimme der Natur, die Stimme der Vernunft, die Stimme des Herzens, und sie behält wie im wirklichen Leben das letzte Wort.

Wenn aber Bernard Shaw nichts anderes geschrieben hätte als „Die heilige Johanna“, dann müßten schon für dieses wundervolle Dichterwerk allein die Frauen seiner Zeit ihn mit dem Kranze schmücken. Denn hier hat er das Edelste und das Größte im Wesen des Weibes erfasst und gestaltet, hat ihr die ewige Hymne gesungen, die jedem Menschen nur ein einziges Mal in ihrer Vollendung gelingt. Johanna und Sokrates — Johanna und Napoleon; so begrenzt er das Wesen dieses Mädchens, dessen Gestalt auf der von Trivialität und Nüchternheit überwucherten zeitgenössischen Bühne wie ein süßes Wunder auftaucht und Tausende von Hörern tief erschüttert. Wenn wir die Figur der „Johanna“ mit der des deutschen „Gretchen“ vergleichen, dann haben wir den überzeugenden Beweis dafür, welcher Art die Frauenverehrung der beiden Dichter war: daß Goethe kein Feminist war, während Bernard Shaw einer ist.

Bernard Shaw, der Feminist, er mag es nun wahr haben wollen oder nicht, er, der mit Amerika in lustiger Fehde liegt, ist in seiner Stellung zur Frau eigentlich ein Amerikaner, und das amerikanische Mädchen von heute hat sich gleichsam nach seinem Bilde geformt. An seinem siebenzigsten Geburtstag aber werden die Frauen aller Länder seiner in dankbarer Liebe gedenken und sich und ihm wünschen, daß er ihnen noch viele bezaubernde Bilder und Vorbilder schenken möge, hinreißende, geistvolle Paradoxe und bezwingende Traumbilder eines Dichters, nach denen die Wirklichkeit sich umbildet, wenn sie ihr eine Weile zum Spiegel gebient haben.

Als ich im Jahre 1921 auf einer Vortragsreise England durchflog, hatte ich die Freude, eine Stunde lang dem herzlich verehrten und bewunderten Manne an seinem Kamin gegenüber zu sitzen. Als junger Sozialist und Fabier war er mit Andreas Scheu und William Morris an der Wiege der englischen Arbeiterbewegung gesessen, und er grüßte die Schwiegermutter seines Freundes mit fröhlicher Wärme. Durch seinen langen grauen Bart und durch die buschigen Brauen bligte übermütige Laune; er ließ sich mit Begehagen von Wien erzählen. Die Einladung, im großen Konzerthause einen Vortrag zu halten, lehnte er mit der Begründung ab, daß er nicht genug Deutsch reden könne. „Aber die Leute in Wien verstehen ja Englisch!“ versicherte ich. „Ja freilich, gerade so viel, um einen Bahnportier nach dem Billettschalter zu fragen. Das ist mir nicht genug.“ Ich sagte, daß man in Wien bereit sei, trotz der schlechten Zeiten ihn in englischer Valuta zu honorieren; allerdings würden dann nur die Kriegsgewinner die Sitzplätze bezahlen können. „Gut, dann komme ich“, sagte er. „Aber nur wenn ich ihnen von der Diktatur des Proletariats vorschwärmen darf. Das würde mir noch Spaß machen.“

Mit großem Interesse nahm er Kenntnis von meinem Leseplan für Kinder. Daß man Kindern keine Spezialliteratur, sondern Weltliteratur geben solle und in der Schule statt der Lesebücher zehn Bände Klassiker per Jahr — eine literarische Geschmackserziehung, an der jeder lebende Autor interessiert ist, weil es sich dabei um die Zukunft der Literatur überhaupt handelt — erklärte er für eine famose Idee. „Nur muß man den Kindern, denen man die Bücher gibt, gleichzeitig verbieten, sie zu lesen!“ fügte er hinzu. „Dann erst werden sie sich wirklich für die Bücher interessieren.“

Kurze Zeit nach diesem Besuch sah ich in einer Londoner Zeitung die Ankündigung einer neugegründeten „Dickens-Kinderbibliothek“, zu der Shaw einen Beitrag mit folgendem Begleitbrief geschickt hatte: „Ich werde gerne ein paar Pfund für diese Kinderbibliothek spenden, wenn Sie mir versprechen, daß dort die Kinder keine Kinderbücher zum Lesen bekommen sollen. Ich selber habe in meiner Kindheit Dickens und andere gleichwertige Autoren gelesen und wünsche für die Kinder von heute das gleiche Vorrecht.“

Vielleicht werden die Kinder der übernächsten Generation Bernard Shaw lesen statt Dickens oder neben Dickens. Sie werden aus dieser Zeitschrift ein Bild unserer Zeit bekommen, von dessen vollkommener Lebenswahrheit wir jetzt nur eine dunkle Ahnung haben. Denn nur in der Ironie konserviert sich das wirkliche Leben.